

- Beispielhafter Auszug aus der digitalisierten Fassung im Format PDF -

Australische Skizzen.

Stefan von Kotze

Die Digitalisierung dieses Werkes erfolgte im Rahmen des Projektes BioLib (www.BioLib.de).

Die Bilddateien wurden im Rahmen des Projektes Virtuelle Fachbibliothek Biologie (ViFaBio) durch die [Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg \(Frankfurt am Main\)](#) in das Format PDF überführt, archiviert und zugänglich gemacht.

Stefan
v. Kotze



Australische
Skizzen.

Kotze
Australische
Skizzen

Stefan von Rohe
Australische Skizzen

Mit einem Vorwort
von Eugen Zabel

★

Mit 13 Zeichnungen von H. Ant. Wschenborn

13.—16. Tausend

Dom = Verlag / Berlin

Australia.

Alone old maid, amid the solitude
Of dreaming seas you were condemned to wait
Through countless ages for the gracious mood
Of scornful and inexorable Fate.

Yearning in vain you grew to womanhood,
While barren years passed by *sans* love *sans* hate.
In north and east and west the brides were wooed
To you the white man's love came late — so late!

Your cheeks are hollow, and your eyes are dim
With pale-blue emptiness of dead despair;
Long summers dried your suppleness of limb;

Your face is sad, your voice is mute, your haire
Is bleached with age, and life is dull and grim —
Poor faded maid whose springtime none would share!

von Kotze.

Alle Rechte vorbehalten!

Copyright 1925 by Dom-Verlag / Berlin.

Vorwort.

„In meiner besten Zeit sagten mir öfters Freunde, die mich freilich kennen mußten: was ich lebte, sei besser, als was ich spreche; dieses besser, als was ich schreibe, und das Geschriebene besser als das Gedruckte.“

Gilt dies Wort Goethes nicht von allen starken Persönlichkeiten im Bereich des literarischen und künstlerischen Schaffens? Was sie mit Feder, Pinsel oder Meißel hinterlassen haben, auch das Bedeutendste, bildet nur eine Reihe von Spiegelungen ihres geheimsten Denkens und Fühlens mit ihren Erleuchtungen, Kämpfen und Siegen, Irrungen und Wirrungen, die uns ergreifen, fesseln und rühren. Dahinter steckt das rein Menschliche, das sich das graue Kleid des Alltäglichen abgerissen hat und auf einer höheren Lebensstufe sich unmittelbar als Vollnatur bewährt. Nur für den Philister entsteht dadurch eine Verschiedenheit und ein Widerspruch, weil er den gemeinsamen Ausgangspunkt für Leben und Schaffen nicht zu erfassen vermag und sich an dieser zuweilen versteckt rieselnden, dann aber wieder fröhlich aufsprudelnden Quelle nur schwer mit voller Liebe erfrischen kann.

Auch die folgenden Blätter, denen wir zu den alten Freunden neue gewinnen wollen, erwarten aufmerksame Leser und Genießer, vor deren Geistesaugen die Gestalt ihres Schöpfers in ihrer charakteristischen Ursprünglichkeit lebendig werden soll. Mit jener anscheinend plötzlichen und doch wohlüberlegten Hastigkeit, mit der er vom Nachtrunk nach Haus

eilte, aus tiefer Versunkenheit sich zur Klarheit eines Entschlusses aufraffte und seine ihm ans Herz gewachsene Umgebung verließ, um zu dem heißen Gürtel der Erde und darüber hinaus zu den Gegenwohnern aufzubrechen, hat Stefan von Roße den Weg in die Ewigkeit genommen. Voll faustischen Dranges wollte er zu dem Ursprung alles Seins und Werdens vordringen, dorthin, wo die „Mütter“ wohnen, ins „Unbetretene, nicht zu Betretende“ ins „Unerbetene, nicht zu Erbittende“, zu dem die Stimme des ewigen Verneiners den Schauernden hinlockte. Das Goethesche: „Stirb und Werde!“ sollte auch für ihn, der kein „trüber Gast auf der Mutter Erde“ war, zur Wahrheit werden.

Und tat doch oft so, als ob ihm die wichtigsten Dinge des Lebens von einer vollendeten „Wurschtigkeit“ wären, während er sie in Wirklichkeit immer bitterernst nahm. Ein Witz zur rechten Zeit und an treffender Stelle, der mit der Schelle der Narrenjude klingelte, während es im Hirn lichterloh brannte, und das Herz fieberhaft pochte, gehörte zum Lebenselement dieses Kraftmenschen, der übrigens mit unserem Bismarck blutsverwandt und verschwägert war.

Wer den in seiner äußeren Erscheinung wie in seiner Seelenverfassung riesenstarken Mann hinter seinen Büchern sucht, wird ihn darin finden, seine Stimme hören, seinen Händedruck spüren, das Betäubende und zugleich Wohltuende seiner Nähe ahnen, namentlich in seinem besten Werk, diesen „Australischen Skizzen“, die wie ein Erlebnis wirken und nachklingen. Nimmt man das Buch jetzt wieder zur Hand, so wirkt es durchaus neu, als runde sich darin eine voll erprobte Weltanschauung ab. Aus diesem frisch aufgeloderten Nährboden wuchsen seine späteren Schriften heraus, sein Epos „Der letzte Mensch“, das unsere Erdenwanderung von froher Hoffnung zur Schuld und Reue abmißt, und die afrikanischen Romane. Ganz er selbst ist er aber, wenn er in der Spannung der Erwartung, der Unmittelbarkeit des Genießens und den Träumen der Erinnerung den kleinsten und am spätesten entdeckten Erdteil zwischen dem Indischen und Stillen Ozean mit den Überraschungen seines Natur- und Volkslebens an sich vorüberziehen läßt. Erst durch seine Vertiefung in dieses

Neuland bekommt seine Eigenart die Mischung, die ihr Farbe und Stimmung für weite Kreise verleiht.

Merkwürdig, wie dieser 1869 in Kl. Oschersleben in der Provinz Sachsen gebürtige Kerndeutsche mit dem märkischen Blut in den Adern sein Europäertum durch sein Dasein jenseits des Äquators in völlig fremden Urzuständen von Land und Leuten erweitern mußte, um sich davon zu überzeugen, wie unabsehbar groß die Welt sei. Er hat sich dort gerade so lange aufgehalten, um die Frische seiner Eindrücke nicht zu verlieren und ihnen die Farbe der Wirklichkeit zu erhalten. Wäre er darin völlig aufgegangen, so hätte er sie nicht mit der Kraft seines Temperaments wie im Licht eines Scheinwerfers erblicken und mit seiner raschen Feder ohne alles Zurechtgemachte festhalten können, worin gerade das Wertvolle seiner Arbeit liegt.

Er war gottlob kein Gelehrter, sondern ein Künstler der Beobachtung und Phantasie, der das Stärkste wiedergeben und sich am Feinsten erfreuen konnte. Gerade die Gegensätze zwischen unserem alten Kulturbesitz und dem freien Wachstum des von modernen Einflüssen noch wenig oder gar nicht berührten Tropentums entsprach dem, was er mit kräftigen Armen an sich reißen und umflammern wollte.

Seinem Deutsch merkt man an, daß es sich gebildet hat, während ihm fremde Laute eines seltsam gefügten Durcheinanders von Sprachen im Ohr tönten. Seine Schreibweise ist reich an Fremdwörtern, die sich ohne Abschwächung des Sinns durch rein deutsche Ausdrücke ersetzen ließen. Aber der Versuch, in diesem Sinn das unruhige Gewoge der Darstellung glätten zu wollen, mußte aufgegeben werden, um das Charakteristische und Einheitliche des Ganzen nicht zu beeinträchtigen. Ihm wurde die Feder niemals zur Feile, sondern oft zur Raspel.

Es gibt im Geistigen wie im Körperlichen vereinzelte Webefehler, an denen man sich nicht stoßen darf, die vielleicht manchem sogar als notwendig erscheinen werden. „Ich bin kein ausgeflügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch!“ konnte wie Konrad Ferdinand Meyers Ulrich von Hutten auch Stefan von Roze von sich sagen. Von dem Amerikanismus: „Cowboy“ wird er in seinen heiligsten Ge-

fühlen aufs tiefste verletzt und wählt, weil der Ausdruck gegen die draconischen Gesetze des deutschen Sprachvereins verstößt, dafür ein neues Wort, ohne Patentschutz, und zwar ein sehr glückliches: „Herdenmann“. Dann meint er wieder, daß die deutsche Sprache guttun würde, mit der deutschen Weltpolitik gleichen Schritt zu halten, daß sie aber zu vornehm, zu klassisch und vielleicht zu pedantisch sei, um irgendeinen Welttemporkömmeling, so nötig wie er auch sein mag, in ihre Ahnengalerie aufzunehmen. Der Engländer stehe sich einfach, wie so vieles andere, das ihm nützlich ist, auch ein Wort, das er braucht, während der Deutsche sich mit sehr anerkennenswerter, aber nicht praktischer Hartnäckigkeit gegen jede Einfuhr fremder Elemente sträube.

Den Meister fremder Sittenschilderung erkennt man vor allem daran, daß er ohne würdevolle Umschweife und Verbeugungen gleich in die Mitte seiner Aufgabe springt und einen Standpunkt gewinnt, von dem er alles vor ihm Liegende klar überblicken kann. Das versteht Koze wie wenige. Mit den ersten paar Seiten haben wir bereits unser nordisches Tun und Lassen vergessen und atmen die Luft des Südens bei nahezu fünfzig Grad Celsius auf einer beschwerlichen Postfahrt von Cooktown, an der Nordküste Australiens, westwärts zu einem großen Viehbranch — warum nicht Viehwirtschaft, lieber Stefan? Das klingt doch ebenso gut, und du solltest nicht dem Pfarrer gleichen, der vormittags auf der Kanzel die zehn Gebote predigt und sich des Abends selbst an ihnen versündigt. Aber du bist eben ein Künstler, ein Gestalter erlesener Art, dem kein Schulmeister die Feste durchsehen darf. Gleich darauf verbesserst du dich aber selbst und sprichst von „Viehstation“. Sehr gut! Du streust ganz prächtige Bilder, Beobachtungen und Vergleiche aus, und die geringsten deiner Anekdoten und Späße haben ihren tieferen sachlichen Wert.

Die Beschreibung der ersten Känguruhjagd, bei welcher sich das gehezte Tier schließlich zum Kampf gegen seine Verfolger mit dem Rücken gegen einen mächtigen Felsblock stellt, die Hunde mit der schrecklichen Klaue des Hinterfußes aufschlitzt und dem fehlschießenden, vom Pferde stürzenden Reiter dasselbe Schicksal bereiten will, zieht wie eine passende Tiertragödie an

dem Leser vorüber. Schade, daß unser Bildhauer Gaul, in dessen Schöpfungen die Bestien so viel Seele erhalten, sie nicht erlebt und wiedergegeben hat. Oder man lese, was in diesen scheinbar so anspruchslosen Skizzen über die Sitte und Beschaffenheit des Trinkens in australischen Landen gesagt wird. Man erkennt sofort, wie tief der Erzähler in das Wesen der Dinge eingedrungen ist.

Er bleibt weder beim Außerlichen, noch spannt er seinen Rahmen zu eng. Wie köstlich spottet er über gewisse Weltreisende, die im roten Hemd, mit gelben Stiefeln, einem Bowie-messer und drei Revolvern ein Goldfeld im australischen Westen bereisen und aus Angst vor einem Bengel, der für zehn Pfennige chinesisches Feuerzeug losgelassen hat, nach bester Kolportageromansitte die Hände in die Höhe strecken! Natürlich geht es auch in die Unterwelt zu den Bergwerken der Goldsucher, nachdem wir erfahren haben, daß die ganze Küste von Carpentaria bis zum Südmeer an solchem Edelmetall und Silber wie an Kupfer, Zinn, Kohle, Arsenik, Eisen reich sei. Das gibt Anlaß zu kaleidoskopisch auftauchenden und wieder verschwindenden Bildern, bei denen aber geistige oder menschliche Beziehungen, die den Leser nachdenklich stimmen, nicht außer acht gelassen werden.

Als Gegensatz dazu wirkt um so ergötzlicher der Besuch bei den Aberirdischen, den Machern der öffentlichen Meinung durch die Zeitungen oder was man dort darunter versteht. Das klingt oft wie Phantasterei und Klatsch bei zu reichlich genossenem Whisky und Soda und beruht doch sicherlich auf Wahrheit und Wirklichkeit im Hinblick auf Zustände, die an wild wucherndes Tropengewächs erinnern. „Zu Wasser“ gelangen wir auf einer nichts weniger als idyllischen Fahrt bis zu den Ausfägigen und hören von „Schafzucht und Industrie“.

Der Schluß bringt dann noch Gedanken von großem kulturgeschichtlichem Wert. Australien, das bereits vor einem Vierteljahrhundert Metalle und Mineralien von weit über zehn Milliarden Mark zutage gefördert hat und eine jährliche Ausbeute von über hundert Tonnen reinen Goldes liefert, erscheint dem Verfasser schon damals als ein Ländergebiet, an dem sich Englands Kraft erschöpfe, indem es die Rasse gegen

das weiße Bürenvolf ausbilde, ebenso wie es die diplomatischen Machenschaften Chinas unterstütze, um den Wettbewerb Deutschlands um den Welthandel zu schwächen und die australische Nation zwingen, die Japaner bei sich aufzunehmen. „Die Weltgeschichte“, sagt Kogge, „muß sich im Pazifik abspielen, die Frage, ob wir die Erde beherrschen sollen oder nicht, dort entschieden werden; denn der moderne Verkehr bringt die beiden Welten immer näher zusammen. Und als ganz besonders günstige Basis für diesen kulturellen Existenzkampf ist Australien für uns wie geschaffen. Eine geographisch zentrale und dennoch ganz isolierte Lage, keine nennenswerte Arbevölkerung, ein günstiges Klima, bedeutende latente Reichtümer gehören zu den Hauptvorzügen dieses kleinen Erdteils. Und hier versucht England das ihm anvertraute Gut zu veruntreuen, die Rassen-einheit und Volkszukunft aus Handelsvertragsrückichten zu verderben.“

Einer der verständnisvollsten Freunde Kogges, der im Winter 1915 bei Essen gefallene Adolf Petrenz, dieser prachtvollste Ostpreuße, dem im journalistischen Tagesdienst die Gabe verliehen war, schnell erfaßte Eindrücke zu Bildern von bleibendem Wert auszugestalten, schrieb einmal über ihn: „Er war ja viel mehr als der glänzende Witzereiber, der Spottvogel, der auf alles pfeift, und der mit unnachahmlicher — das Wort muß gesagt werden — Schnoddrigkeit alle Worte umtremfelt, auch mehr als der ätzende Satiriker und der groteske Karikaturist. Deshalb war er auch dem Wesen nach mehr als Mark Twain, weil deutsches Gemüt den Unterton gibt für dieses scheinbar so kalt barocke krause Zeug, weil dieser scheinbare Zynismus oft genug mit richtiger deutscher Sentimentalität umsäumt blieb, weil dieses Bierherz metaphysisch schlagen, diese Zecheraugen wie Dichteraugen sehen konnten, weil dieser Erzentrikt voller Melancholie steckte und unter seinem Narrenhemd etwas von dem Narren Shakespeares, um im Bilde sitzen zu bleiben, „sitzen“ hatte. Auch der australische Wind piff bei ihm nur über deutsches Feld, uralten deutschen Stammesboden. Und hinter dem kuriosen Koller, hinter der saftigen Groteske birgt sich manchmal nur jemand, der die Hände redt, von geheimnisvollen Bildern den Schleier zu heben und den letzten Dingen von Welt und Ewigkeit selbst-

herrlich den Vorhang wegzureißen.“ So neben vielem andern Klugen, Tiefen und Feinen zu lesen in dem schönen Buche „Kamerad Petrenz“, das Friedrich Hussong im Namen der „Täglichen Rundschau“ mit Geschmacl und Einsicht als unverwelflichen Strauß von Blumen und Blüten dem uns so jäh entrissenen Vaterlandskämpfer aufs Grab gelegt hat.

Wo würde heute Stefan von Roze bei diesem Größten und Furchtbarsten, das die Menschheit je erlebt hat, zu finden sein, wenn er nicht so früh, schon 1909, ein Vierzigjähriger, in das Reich des ewigen Schweigens hinübergewandert wäre? Sicherlich nicht ohne Ehrennarben im Kampf an der Front, im Luftkreuzer oder Flugzeug, im Schützengraben, auf, über oder unter den Wassern, überall, wo es Deutschlands Feinde zu besiegen gilt. Wir andern, die auch von der großen, schönen Welt etwas wissen und sie mit seinen Augen ansehen, aber dazu verdammt sind, am Schreibtisch geduldig auszuharren, machen jetzt ihre Erdenwanderungen bei der Betrachtung des Globus und harren, die Brust voll ungebrochener Hoffnung, einer Zukunft, in der sich alles ändern wird, nur nicht die schaffende, liebende und hassende Geisteskraft unseres Vaterlandes, für die das Schwerste nur vorhanden ist, um überwunden zu werden, damit der Weg zur uralten, germanischen Entwicklung für unsere Kinder und Kindeskinde nur noch größer und freier werde. Draußen läuten die Glocken zur Erinnerung an die Ausgießung des heiligen Geistes, wie sie uns von der Bibel verheißt und in der Apostelgeschichte als eine brüderliche und friedliche Gemeinschaft der menschlichen Geschlechter, mit einem Hirten und einer Herde versprochen wird. An dies Ideal, auf dessen Verwirklichung wir geduldig warten, während wir das wunde Herz wie ein gebrochenes Glied in eine Schiene pressen, hätte unser Roze trotz alledem geglaubt und mit Ulrich von Hutten ausgerufen: „Bin unverzagt, ich hab's gewagt und will des End's erwarten.“

P f i n g s t e n 1918.

Eugen Zabel.

... und die nächsten 10 Seiten ...
... and the next 10 pages ...

fälle vorhanden ist. Ist jedoch, wie das häufig vorkommt, nicht ein Zoll dieser wertvollen Eigenschaft zu finden, so ist man auf Handpumpen oder Eimer angewiesen.

Dazu bedarf es natürlich zweier Arbeiter — der echte „fossicker“ (Detail Digger) aber haßt jeden Kameraden. Er wünscht allein zu bleiben — abgesehen von seinem Hunde. Wenn er ein Bedürfnis nach Gesellschaft fühlt, unterhält er sich mit dem Tiere, oder er steckt seinen Spaten in den Sand, stülpt seinen Hut darüber und hält mit diesem ein längeres Zwiegespräch. Manche lieben es auch, gewisse Bäume anzureden; aber im allgemeinen sind Bäume, wie mir von einem Kenner versichert wurde, etwas faselig und schwer von Begriff, und bei windigem Wetter lassen sie gewöhnlich keinen Menschen zu Wort kommen.

Der Digger weiß natürlich aus Erfahrung, wo er nach Metallen suchen muß, wo das Gelände eine Ablagerung am wahrscheinlichsten erwarten läßt. Dann nimmt er eine Stichprobe und wäscht sie in einer Blechschüssel, die wie eine Milchsatte oder ein flaches Waschbecken geformt ist, und beurteilt nach dem übrigbleibenden Metall den Wert des Sandes. Dieser hängt natürlich von vielen Nebenumständen ab, unter anderem dem Preise des Metalls und der Lebensmittel, der Entfernung von der Küste, den fließenden Wassermengen, der Schwierigkeit der Umarbeitung usw. Zinn wechselt z. B. sehr im Preise — von zwölfhundert Mark die Tonne bis viertausend Mark für achtzigprozentiges Metall — während Gold wieder seiner Reinheit nach verschieden bewertet wird, von zehn Mark bis über achtzig Mark die Unze. Stromgold ist merkwürdigerweise fast immer hochwertig.

Das Zinn wird getrocknet und, in Zentnersäcke verpackt, auf Pferden (zwei Zentner) oder Mauleseln (drei

Zentner) an die Küste gesandt. Die Säcke haben ein gewisses Maß, und man kann nach dem Gewicht die Reinheit des Inhalts beurteilen. Beimischung von Stromeisen, das fast wie Zinn aussieht, aber ein kleineres spezifisches Gewicht hat und gar keinen Handelswert besitzt, läßt sich daher nur unter Schwierigkeiten bewerkstelligen, aber bewerkstelligen läßt es sich doch. Ein beliebtes Verfahren besteht darin, eine Ofenröhre in den Sack zu schieben, den Raum zwischen Tuch und Röhre mit gutem Zinn auszufüllen, dann in die Röhre hinein Eisen zu stopfen und sehr fest zu stampfen. Darauf wird die Röhre herausgezogen, ein wenig Zinn oben darübergestreut und der Sack zugenäht. Wo man ihn nun auch anzapft, wird man stets auf reines Zinn stoßen, und das feste Rammen hat das Gewicht gutgemacht.

In allen Läden und Kneipen, die mit Diggern zu tun haben, wird Rohgold als Barzahlung angenommen. Aber ich habe sogar Zinn als Scheidemünze benutzt gesehen. Eines Tages leuchte ein alter Mann mit einem halben Sack des Metalls an mir vorüber.

„Heute ist mein Namenstag, und ich gehe in die Stadt!“ sagte er, seine Last zu Boden setzend. „Wenn Sie die Hälfte von diesem Zeug hier tragen, wollen wir es zusammen vertrinken.“

Die „Stadt“ bestand aus einer Kneipe und vier Zelten und war noch sechs Meilen weit. Aber ich hatte Durst und schlug ein. Als wir ans Ziel gelangten, holte der Alte einen Tassentopf des schwarzen Sandes aus dem Sack, stellte ihn auf den Tisch und rief: „Zwei Glas Rum; bitte!“

Ehe wir nach Hause gingen, hatten wir sechzig Pfund Zinn durch unsere Gurgeln gejagt.

Es war ganz nett — aber für den täglichen Gebrauch auf Reisen scheint mir solch ein Portemonnaie denn doch etwas unbequem.

Ubrigens, gut bekam dieses Festgelage meinem Gastgeber nicht. Der Schlächter, der ihm das wöchentliche Salzfleisch lieferte, dessen Rechnung lange nicht bezahlt worden war, der schlechten Zeiten und des Wassermangels halber, hörte davon und verweigerte weiteren Kredit. Und als ich das nächste Mal meinen Freund zu Gesicht bekam, befand er sich gerade im Begriff, seinen leeren Fleischtopf auf etwas primitive Art zu füllen. Viel Wild gab es nicht in der Gegend, und so hatte er es auf einen schwarzen Kafadu abgesehen, der hoch in der Krone eines Baumes saß und den Jäger mißbilligend, aber würdevoll von links beäugte.

Der Alte zielte mit einem verrosteten, einläufigen Vorderlader, von dem der Hahn abgebrochen war, gen Himmel, und eine schwarze Gin schlug bei dem Ruf „Feuer!“ mit einem Stein auf das Zündhütchen, bis die Donnerbüchse explodierte.

Ich bedaure, berichten zu müssen, daß der schwierige Schuß nicht gelang.



Es sind meist sehr interessante Figuren, diese alten Einsiedler auf einem der vielen ausgearbeiteten und vergessenen Metallfelder Australiens. Auf jedem „rush“ sind sie gewesen, seit zuerst Gold in Australien entdeckt und die ganze Abenteuerwelt der vier Erdteile nach dem neuen Dorado strömte. Viele von ihnen haben mehrere Vermögen gefunden und wieder durchgebracht. Sie sind in allen Ländern gewesen, wo die auri sacra fames sie

hinzog. Ihr ganzes Leben ist ein Kaleidostop von guten und schlechten Tagen, heute bettelarm und morgen wieder reich.

Und sie haben sich ihre Unabhängigkeit, ihre Selbstständigkeit gewahrt. Sie beugen sich vor keinem Menschen, und wenn Alter und Gebrechen ihnen den Weg verlegen, dann fallen sie nicht etwa Verwandten oder dem Staat zur Last, sondern ziehen sich in die Einsamkeit des Busches zurück, wie ein krankes Tier, und sterben in Verstecken wie Kangaroo Hills. Von allem Umgang mit der Welt abgeschnitten, ohne Zerstreungen oder Laster, stumpf und gleichgültig, vegetieren sie dann dahin, bis der Tod das allmähliche Übergangsstadium endgültig abschließt.

Wie vollständig diese Lostrennung von äußeren Interessen manchmal ist, kam mir auf einem der kleinen südlichen Goldfelder einmal zum Bewußtsein. Es war Nacht geworden, Winternacht, pechschwarz, und auf den Bergketten eisig kalt. Ich mußte wohl vom rechten Wege abgekommen sein, denn noch immer nicht war die kleine Stadt, die ich schon längst erreicht haben sollte, in Sicht. Und ich fror und fluchte und war sehr unzufrieden mit der Schöpfung im großen, ganzen und allgemeinen.

Plötzlich sah ich von dem Rücken eines Bergkammes unter mir in dem kleinen Taltessel ein helles Lagerfeuer. Meine Weltanschauung änderte sich mit einem Schlage, und dem müden Gaul die Sporen in die Rippen legend, rutschte ich den steilen Abhang hinab und kam in Begleitung von ungefähr drei Tonnen Geröll glücklich vor einer winzigen Rindenhütte an.

Vor dem Feuer saß ein sehr alter Mann, mit einem Paar Kniehosen und einem langen weißen Barte bekleidet. Seine Augen hingen wie fasziniert an den

Flammen, und nur mit einer Gewaltanstrengung konnte er sich losreißen und nach mir umsehen.

„Tag!“ sagte ich, und wärmte meine Hände an der Glut.

„Tag!“ antwortete er, und dann nahm er wieder den zerrissenen Faden (oder war es eine eiserne Kette) seiner Betrachtung auf und kümmerte sich nicht mehr um mich. Sein Hund dagegen war höflicher und sprang freudig kläpfend an mir hoch, nachdem er sich durch vorsichtiges Schnuppern von meiner bona fides überzeugt hatte.

Ich war an Sonderlinge nachgerade gewöhnt und kümmerte mich nicht weiter um den stummen Wirt, sondern ließ meine Pferde gehen und kochte meinen Tee. Der Alte stierte ruhig weiter ins Feuer, und erst eine Stunde später, als ich mit brennender Pfeife mich neben ihn gesetzt hatte, brach er das Schweigen. Als er fand, daß ich etwas vom Handwerk verstand, wurde er sogar ganz gesprächig und vertraute mir schließlich an, daß er nicht lesen könne und schon seit acht Monaten einen Brief in seiner Hütte habe, ohne den Inhalt zu kennen.

„Jeden beliebigen Reisenden möchte ich nicht fragen,“ erklärte er, „denn ich glaube, er ist von der Bank. Und wenn die Stromer, die hier vorbeikommen, wissen, daß ich Geld habe — na, Sie verstehen schon!“

Ich versuchte so gut wie möglich mein Staunen darüber zu unterdrücken, daß der zerlumpte, gebrechliche Urgeis, der in seiner Jugend wahrscheinlich mit Tausenden um sich geworfen, sich jetzt nicht einmal die Zinsen seines Vermögens gönnte. Er stand allein in der Welt. Und trotzdem sparte, geizte er. Ich konnte nicht umhin, eine Frage darüber zu stellen.

„Man muß doch etwas haben, wenn man alt wird,“

war die entrüstete Antwort. Ich schwieg und öffnete das schmutzige Kuvert. Der Alte stierte wieder in die Flammen. Und ich war froh darüber, denn es gab mir Zeit, mich zu fassen.

Endlich wandte er sich an mich: „Das ist wohl schwer zu lesen?“

„Ja, das Licht ist so schlecht. Aber es steht nichts von Bedeutung in dem Briefe. Nur die Anzeige einer Jahresversammlung.“

„Hm! Das dachte ich mir! Na, werfen Sie das Ding nur ins Feuer!“ —

Ich breitete meine Decken aus und legte mich nieder. Aber schlafen konnte ich nicht gleich; denn der Brief hatte die Nachricht enthalten, daß die Bank hoffnungslos verkracht sei. Ich kannte das Institut und wußte, daß es nicht eins v. S. im Konkursverfahren gezahlt hatte. Jedoch — solange der Alte nichts wußte, hatte er nichts verloren. Als ich nach drei Monaten wieder einmal die Gegend passierte, hörte ich, daß er gestorben war — immer noch als der reiche Mann unserer ersten und einzigen Begegnung.



Auf der großen Wasserscheide finden sich hie und da Strecken, wo das Parkland, der eigentliche Busch, von dichtem dschungelartigen Urwald abgelöst wird. In diesen Bezirken fehlt es nicht an Regen, und die kleinsten Bäche fließen fast das ganze Jahr hindurch. Die Sonne dringt nie durch das dichte, von schlanken, astlosen Baumsäulen getragene Blätterdach. Auch hier ist die Fauna nur spärlich vertreten, und das melancholische Tröpfeln des Regens von Blatt zu Blatt macht die Stille nur fühlbarer.

Körper und Seele leiden durch einen längeren Aufenthalt in diesen weinenden Wäldern; die Seele an Schwermut und defakter Poesie, und der Körper an Flöhen, Blutegeln, Moskitos und einer erschrecklichen Hautkrankheit, die ein ewiges, unerträgliches Jucken erzeugt.

Das jagdbare Wild besteht aus obengenannten Raubtieren, einigen Megapoden (Buschhennen) und Tauben und unzähligen Ratten. Manche Leute essen die letzteren; aber ich selber habe sie nicht versucht. Trotzdem aber habe ich mit Leidenschaft dem Sport des Rattenfanges gefrönt. Die Vorrichtungen dazu sind einfach und billig und bestehen aus einem Stück Käse älterer Auflage, einem Knüppel und einiger Geduld. Man setzt sich auf den Boden mit gespreizten Beinen, legt den Käse dazwischen, hebt den Stock und wartet. Auf diese sinnvolle Art habe ich einmal siebzehn der zutraulichen Nagetiere in einer halben Stunde erschlagen. Aber, wie gesagt, gegessen habe ich sie nicht.

In diesen Urwäldern, zwischen dem Wurzelgewirr in der sonnenlosen Nässe läßt sich nicht leicht nach Zinn oder Gold suchen. Dichte Humusschichten verdecken alle Anzeichen, die dem Digger einen Anhalt zur Suche bieten könnten. Malaria und Rheumatismus bedrohen den an den warmen, trockenen Busch gewöhnten Mann. Um sein Zelt aufstellen zu können, muß er erst eine Öffnung in den Dschungel schlagen. Solch ein kleiner, gelichteter Platz, auf allen Seiten von den Baumriesen mit ihren verhältnismäßig winzigen Kronen umdrängt, wie eine auf Fußspitzen stehende Menschenmenge, die eine Prozession erwartet, sieht einem offenen Grabe unangenehm ähnlich. Und Pferde kann man natürlich nicht mitnehmen, weil kein Halm Gras in dem Halbdunkel wächst, während

Hunde von einer Art Laus leiden, von denen eine einzige das Tier zu töten imstande ist.

Kurzum, im Urwald ist es nicht gerade schön. Und man atmet erleichtert auf, wenn man plötzlich, ohne Übergang, in das helle Sonnenbad der Parklandschaft wieder hinaustritt und sich die Egel von den Beinen zupfen kann. Die Flöhe wird man nicht so schnell los. —

Der Digger ist, wie alle Buschmänner, ein Quartalsäufer. Die Länge des Quartals hängt von seinem Glück ab. Aber wo sich Gelegenheit bietet, trinkt er ebenso anhaltend und nachdrücklich und schlecht als seine westlichen Landsleute. Während er in der Einsamkeit seiner harten Arbeit nachgeht, trinkt er allerdings gar nichts.

Da natürlich viele weiße Frauen ein solches Leben nicht teilen mögen, tröstet man sich mit der Schwarzen. Diese versteht sich besser an die Umgebung und die Speisekarte anzupassen, bedarf keiner Modezeitung, arbeitet tüchtig mit und ist außerdem nicht selten ein wertvolles Stück beweglichen Vermögens.

Im Waldgebiet des Russellflusses, des regenreichsten Australiens, wo das Gold im großen Stile auf hydraulischem Wege gewonnen wird, wo viele Meter hohe Wände mit Druckspritzen fortgewaschen werden, stieß ich eines Tages auf eine kleine Lichtung und eine Kneipe. Vor der Kneipe im feuchten Lehm saß ein älterer Herr und schimpfte. Mir wurde erklärt, daß der ältere Herr eben endgültig hinausgeworfen sei, nachdem er all sein Gold und seine Habseligkeiten, sogar bis auf seine Stiefel, verzecht hätte.

Gegen Abend ging ich an der Kneipe vorüber und sah zu meinem Erstaunen den definitiv rausgeworfenen älteren Herrn doch wieder vor dem Schenktisch stehen und

noch dazu eine Reihe durstiger Kumpane freihalten. Er hatte gegen bar an den chinesischen Gärtner, weiter den Fluß hinab — seine schwarze Frau verkauft!

Diese Idyllen in Schwarz und Weiß haben allerdings ihre Rehrseite. Die Angehörigen der brünetten Dame und solche, die behaupten, ihr anzugehören, ergreifen oft die Gelegenheit, eine gelinde Abart von Erpressung gegen den Digger auszuüben. Und wenn sich so ein Stamm von Australnegern bei einem einquartiert, kann man erst ganz und vollständig den großartigen Assimilationsapparat, den ihnen die Natur verliehen, würdigen. Was selbst ein Kind von drei Jahren fressen kann, würde eine weiße Familie von sechs mitsamt dem Hofhund sättigen. Außerdem ist die allzu intime Nähe eines Eingeborenenlagers aus sonstigen Rücksichten peinlich.

Ein alter Digger, dem ein Eingeborenenbesuch zustieß und der infolgedessen nach ungefähr vierzehn Tagen vor dem Bankerott stand, kam einmal auf eine geradezu glänzende Idee, um die nicht von Europas Höflichkeit übertünchten Wilden auf das Unpassende ihres Benehmens aufmerksam zu machen. Er kaufte sich einen größeren Posten gedörrter Äpfel und verfütterte dieselben roh an seine unwillkommenen Gäste. Nachdem er sie tüchtig vollgestopft hatte, braute er einige Eimer Tee, und die naiven Kinder der Natur tranken natürlich gierig. Das darauffolgende Tableau wäre eines Schlachtenmalers würdig gewesen. Wunderbarerweise platzte nichts, aber die Sippe nahm in aller Eile ihr Bett und ging von dannen.

In den Bergwerksbezirken leben die Eingeborenen lediglich von der Bettelei. Hier und da fischen und jagen sie noch ein wenig, aber im allgemeinen liegen sie auf der

Bärenhaut (des eingeborenen Wombat) und wissen durch kleine Dienstleistungen, Lohngänge oder Feuerholzspalten, sich das Wohlwollen der gutmütigen Digger zu erhalten; andernfalls stehlen sie einfach. Und wenn ein Einsiedler den ganzen Tag von seiner Hütte entfernt arbeitet, so ist es das beste, durch freiwilligen Tribut sein Eigentum vor Räubereien zu schützen. Obwohl die Neger den Wert des Geldes ziemlich kennen, bleibt der amerikanische Stangentabak doch die Hauptverkehrsmünze.

Im Norden Australiens sind diese Ureinwohner noch am häufigsten vertreten. In Viktoria gibt es nur noch fünfhundert Vollblütige, und in Tasmanien sind sie überhaupt ausgestorben. Die Gesamtziffer dürfte sich, soweit ein Anschlag möglich ist, auf nur hunderttausend belaufen, und diese sterben stetig und in erschreckender Weise ab. In den einzelnen Staaten haben die Regierungen sich allerdings mit dem Schutze der unglücklichen Depossedierten beschäftigt, aber sehr lau, und das gänzliche Erlöschen der Rasse ist nur eine Frage der Zeit.

Jedenfalls sind sie fast alle schon entartet, und die wenigen guten, alten Gebräuche, wie z. B. der Kannibalismus, schwinden immer mehr. Religion haben sie so gut wie gar keine, ihre Wohnungen, wenn sie sich einen solchen Luxus überhaupt gestatten, sind die einfachsten Blätter- und Rindendächer, ihr Leben ist das des Nomaden, ihre Sprachen und Dialekte sind wenig umfangreich und so grundverschieden wie das Stimmengewirr zu der Zeit, als die große Turmbaugesellschaft m. b. S. zu Babel das bekannte bedauerliche Fiasco machte.

Der Schwarze von heute zeichnet sich durch viele Laster und eine unglaubliche Faulheit aus. Den Speer oder den Bumerang zu werfen hat er mit wenigen Aus-